Das Bilderbuch Gottes.

Von **Hermann Kutter***).

Da schaut her! Der liebe Gott sitzt im Gärtlein des Vaterhauses, hält sein Kindlein, das Menschenkind, auf dem Schoß und zeigt ihm das große Bilderbuch. Darinnen ist abgebildet seine schöne Welt, alle Geschöpfe seiner Hand, der Himmel mit seinen Sternen, die Berge mit den wandernden Wolken, die rauschenden Flüsse in den Tälern, die Tiere der Luft, des Wassers und der Erden, und mitten unter ihnen der Mensch, sein liebstes Geschöpf, um deswillen alle anderen und das ganze Weltall gemacht sind. Da blättern sie zusammen, und das Kindlein ist selig in des Vaters Arm, klatscht in die Hände von Freuden, denn so wie es die Dinge alle schauen kann, schauen zum Greifen nah und zum Begreifen so einfach, wird ihm die Welt vertraut und lieb, alle Geschöpfe wie Brüder und Schwestern, denn es schaut sie mit den Augen des Vaters, aus denen die Liebe leuchtet, schaut sie gleichsam aus des Vaters Herzen heraus und umfaßt sie mit seiner, des Schöpfers, Freude an allem Geschaffenen. Und wenn der Vater dem Kindlein die Namen nennt all der geschaffenen Dinge, so ist's, als ob die Namen aus dem innersten Kern der Dinge heraus tönten und ihr Wesen schon im Wort offenbarten. So wird die Welt des Vaters zu des Kindleins eigener Welt und es fühlt sich selbst einen Teil von ihr, ja mitten drin in ihrem Kern, als ob sein eigen Herz das Herz der Welt wäre und von hier aus tausend goldene Fäden sich spannten nach den Dingen hin und sie ihm zu eigen machten durch das Gefühl: ich bin in euch und ihr seid in mir und wir sind alle zusammen des himmlischen Vaters Eigentum.

Aber siehe da, was geschieht? Ist das das Kindlein noch, das selig war im Arm des Vaters? das nichts Schöneres wußte, als des Vaters Bilderbuch und seine Geschichten dazu? Der Trotzkopf hat sich losgestrampelt von des Vaters Schoß, hat ihm das Bilderbuch aus der Hand gerissen, will keine Bilder mehr schauen, keine Geschichten mehr hören. Ganz betrübt läßt der Vater es machen, sieht ihm zu, wie es an dem Faden rupft und zerrt, der die Bilder zusammenbindet, und an dem Leim knuppert und kratzt, der sie zusammenhält. Was will der Eigensinn? Die Blätter auseinanderzerren? Schauen wie das Buch gemacht ist, wie die Bilder von hinten aussehen, ob die Farben durch und durchgehn oder nur so angemalt sind? Seht wie gierig es knuspert und zerrt, eine wahre Zerstörungswut hat es erfaßt, es ruht und ruht nicht, bis die Blätter heraus sind aus dem Heft, die Bilder losgekratzt, das ganze schöne Buch in Fetzen herum liegt.

Weh, weh!
Du hast sie zerstört
Die schöne Welt!

Du hast gescheit sein wollen, gescheiter als das Bilderbuch und der es gemacht hat, hast die schöne Gotteswelt, die deine Lust und Freude war, von hinten und von innen sehen wollen, durch und durch begreifen, wie eine Maschinerie, damit dein Hochmut sagen könne: O, ich weiß wohl, es ist alles nur geheftet und geleimt und gemalt und aufgeklebt, es ist weiter nichts dahinter. Und da liegt sie nun im Dreck, deine schöne Welt und ist selber nicht viel mehr als Dreck, den die Magd mit der Kehrichtschaufel wegkehrt. Und statt daß du selbst mit und in den Bildern der schönen Welt lebst und glücklich bist in ihnen, sind sie nun tot, leben weder in dir noch an und für sich, und dein Herz ist arm und leer und alles, was du gewonnen hast, ist die jämmerliche Weisheit, daß die Welt ein Dreck sei und daß sie's nicht verdiene, daß wir uns an ihr freuen. Und jetzt ist auch das Gärtlein im Vaterhaus kein lieber Aufenthalt mehr für die Kindlein, es ist ihm zu eng, zu traulich, zu kindelig geworden. Die Bäume und Blumen, die so schön dufteten und im Winde sich wiegten, die Vöglein, die zum Himmel sangen, die Fischlein, die im Wasser spielten und die Häslein, die so drollig das Männchen machten, sie haben keine Sprache, kein Inneres mehr; die Bäume sind einfach Holz, das man zum Brennen verkaufen kann, die Vögel und die Hasen einfach Fleisch, das man braten und essen kann; alles Lebendige, Lieb- und Freudenreiche ist eine Sache geworden, die zum Nutzen dient, besonders zum Geldmachen. Die Seele ist weg aus den Geschöpfen, weg aus der Welt; das Menschenkind selber spürt kaum eine Seele mehr in sich. Das war auch nur so ein frommer Wahn; der Mensch ist ja auch nur so ein Fleischklumpen, der herumläuft, ein besseres Tier, und übrigens weiß man es jetzt, daß er vom Affen abstammt, ein Entwicklungsprodukt ist, wie alles Lebendige, und damit ist er wissenschaftlich erledigt und was da noch von Seele in ihm geistert, ist ein letztes Ueberbleibsel, ein Atavismus aus früheren Zeiten, mit dem die zunehmende Bildung auch bald einmal aufräumen wird.

Aber wohl wird's ihm trotz alledem nicht in der Welt der leblosen Sachen und Fleischklumpen, dem Menschenkind, in der Welt der wissenschaftlichen Definitionen und Lehrsätze, der mathematischen Auflösung alles blühenden Lebens in lauter Formeln, Statistiken und Naturgesetze. Es kann nicht heimisch werden in dieser entseelten Welt. Das war doch anders, als es im Gärtlein des Vaterhauses sein Bilderbuch schaute und eins war im Betrachten mit dem lieben Vater, der ihm die Welt schenkte und der im Betrachten und Erklären etwas vom göttlichen Schöpfergeist, von der seligen Künstlerfreude in das Kindlein hinüberströmen ließ. War die Einfalt von damals, die alles mit liebendem Herzen erfaßte, nicht mehr wert? Jener glockenhelle Einklang, der „aus dem Busen dringt und in sein Herz die Welt zurücke schlingt," war er nicht das Glück, das volle Glück, nach dem das Herz verlangt und nicht ruhen kann, bis es ruhet in ihm? Wäre es nicht schön, wieder Kind zu sein und reich im Genuß der schönen Welt, reich im Glauben an ihre Güte? Kann diese harte, lieblose Welt der entseelten Sachen, der boshaften Widerstände, der An- und für Sich-Realitäten zur Heimat werden für ein Menschenherz? Ist nicht das Herz die eigentliche, ja die einzige Realität in dieser Welt? Ist die Seele wirklich nur so eine bedauerliche Schwäche, die der stolzen Spezies Mensch noch von früher her anhaftet, oder im besten Fall so ein Feuerlein, an dem man sich wärmt, wenn's einem schwach wird? Ist nicht doch die Seele das eigentliche Leben, das Unsichtbare in uns die Wunderkraft, aus der alles Sichtbare seinen Wert schöpft, ja von ihr die Wirklichkeit empfängt? Was ist wirklicher als unser Sehnen, Hoffen und Lieben? als unser Trauern, Fürchten und Hassen? Versuche es einer, diese Wirklichkeit zu leugnen, und sehe dann, was übrig bleibt! Versuche es einer, sein Leben aufzubauen auf Grund von Formeln, Naturgesetzen, Morallehren, Grundsätzen, Ethiken und Methodiken! Dieses bloße Wissen um die Ding, ist gerade der Tod des unmittelbaren Lebens, des Lebens von innen heraus; diese Moralität aus Prinzipien ist gerade das Gegenteil des wahren Gutseins, das sich von selbst versteht, das in Einfalt übt, was kein Verstand der Verständigen sieht: Gott lieben von ganzem Herzen und seinen Nächsten wie sich selbst.

Die Sehnsucht, die das entlaufene Menschenkind überkommt nach der sonnigen Terrasse vor dem Vaterhause, nach dem lieben Bilderbuch und nach dem Schoß des himmlischen Vaters, in dessen Arm es glücklich und geborgen war — ist die Sehnsucht der Menschen unserer Zeit, ihr fieberhaftes Suchen nach Wahrheit und Wirklichkeit. Die Menschheit hat sich ins Wissen ohne Tun hineinschulmeistern lassen und hat es nun im Weltkrieg erfahren, wohin diese Trennung führt. Daher das tiefe Mißtrauen gegen den Wert alles Wissens, das nicht Tat und Leben ist; die Verachtung alles in Dogma, Theorie, Schule und System festgeronnenen Denkens. „Niemand will mehr einen kirchlichen, katholischen oder protestantischen Gott. Aber Gott, der die Wahrheit ist, wollen sie alle. Das Leben, nicht die Kirche, soll heute voll werden der ewigen Kräfte. Taten, nicht Worte. Die Liebe soll herrschen. Die Gerechtigkeit hervorbrechen. Die Seele ist das Leben, nicht das Geld. Die innere Welt des Geistes, nicht die äußere Klumpenwelt. Das Herz! das ist die Sehnsucht des modernen Menschen."

Niemand, der mit Hermann Kutters Schriften in Berührung gekommen ist, wird an diesen Gedankengängen etwas Befremdendes finden. Von seinem wissenschaftlichen Hauptwerk an (über „Das Unmittelbare", Berlin 1902) zieht sich das selbe Bekenntnis durch alle seine Bücher („Sie müssen", Zürich und Berlin 1904, „Gerechtigkeit", Berlin 1905, „Wir Pfarrer", Leipzig 1907, „Die Revolution des Christentums", Jena 1908, „Reden an die deutsche Nation", Jena 1916 und eine Anzahl einzeln gedruckter Predigten, die im Verlag der Grütlibuchhandlung in Zürich erschienen sind, z. B. „Die soziale Frage", „Geld und Geist", „Leben"). „Was immer und allein wirklich ist, was allein gelten soll", heißt es im „Unmittelbaren" (S. 48), „ist das Leben selbst, in welchem sich unendliche, das Gesetz der Freiheit spielend herstellende Kräfte ein wechselndes, nie zerstörtes Gleichgewicht halten und daß von einem Sinn sich nichts träumen läßt, der ihm nur von außen, nicht aus der Tiefe seines eigenen unmittelbaren Wesens und Seins zuströmen würde. Wäre unser Geist wieder das oberste Glied an der Kette des Lebens, würde er wieder seine intuitive Fühlung mit den Sachen erhalten, statt sie als tote Objekte aus dem angemaßten Bereiche seiner reflektierten Selbständigkeit zu weisen, so würde sich in seinem Bewußtsein das Unmittelbare zur Offenbarung drängen, während er jetzt ein unverstandenes Geheimnis seelenloser Dinge in seelenlosem Denken umsonst bei sich bewegt."

So oder anders, bald mehr schulmäßig abstrakt, bald rednerisch andringend oder im Farbenspiel einer glühenden Einbildungskraft wird die Menschheitsfrage nach dem höchsten Gut in Kutters Schriften besprochen und im Grunde immer gleich beantwortet: Die Wahrheit ist nur eine: Gott; und sie erschließt sich dem Menschen nur im unmittelbaren Erlebnis, nicht als ein im Denken ruhendes Sein, ein vom Erleben losgelöster Begriff oder Lehrsatz, sondern als beseligender Inhalt des Erlebens selbst. Sie läßt sich nicht beweisen und nicht erstudieren, sie setzt ein Unbewußtes, Kindliches, ein Jenseits von Gut und Böse voraus, ein urkräftig Quellendes, wie vom Paradiese her, ein reines Herz, wie man es bei ganz kleinen Leutlein trifft, oder einen ursprünglichen, Gott dem Schöpfer verwandten Geist, wie bei großen Genies, wie bei Shakespear z. B., dem herrlichen großen Kind.

Das Neue am „Bilderbuch Gottes" ist die Absicht des Verfassers, zu Kindern zu reden. Das Buch ist eine Art Konfirmandenunterricht über die vier ersten Kapitel des Römerbriefes; darum hebt die Rede in kindlichem Tone an und nimmt immer wieder auf die kindliche Erfahrung Bezug, auf das Familien- und Schulleben, auf die Mutter und den Vater, den Lehrer und die Lehrerin, das Liseli und den Fritzli; und da findet Kutter manchmal eine Kinderstubensprache von einer Herzlichkeit, Traulichkeit und purzelbäumigen Drolligkeit, von einem Humor, so urkräftig und übermütig und so ungeniert mit dem Heiligen gepaart, daß dem grämlichsten Leser etwas vom „fröhlichen Christentum" aufgehen sollte und er das Wort Kutters verstehen lernt: die Kinderstube ist die Hochschule der Weisheit Gottes. Es mahnt einen an biblische Bilder der italienischen Renaissance, wo über den ernsten Heiligen und Kirchenfürsten in der Mitte die pausbackigen Engel in den Wolken herumtollen.

Aber für Kinder ist das Buch doch eigentlich zu tief gedacht, zu schwer verständlich; es ist mehr, wie das Vorwort sagt, für das Kind geschrieben, das wir Großen auch noch sind, und drum, „weil das Kindliche unser eigentliches Wesen ist, das Lachen der Sinn unseres Lebens, nicht der Ernst, in den wir durch die Großmannssucht des eigenen Wissens von gut und böse hineingeraten sind", darum hat der Verfasser dem Buch eine kindliche Form gegeben. Da werden selbst die schwersten Rätsel der Erkenntnistheorie und Ontologie oder die Frage nach dem Ursprung des Uebels in kindlichen Ausdrücken und Satzformen behandelt. Da heißt es z. B. einmal, wo der Begriff eines unzeitlichen Anfangs des Bösen erklärt werden soll: „Dieser Anfang ist nicht ein Anfang, wo man sagt: Zuerst und dann nachher, erstens, zweitens, drittens; kein Anfang, wie jetzt die Anfänge sind, einmal und nachher nicht mehr. Nein, der Anfang, von dem wir im Sinn des Apostels reden, ist immer da und ist alleweg ein Anfang. Er ist das, was um alles herum ist, wie der Himmel die Erde einschließt, der Anfang, der auch das Ende ist." Oder ein andermal über das Wesen des Guten, das man liebhaben müsse aus lauter Heimatgefühl, „wißt ihr, wo man gar nicht fragt: Was ist gut? weil man es nicht vor sich in Buchstaben an der Wand hängen sieht wie eine Examenaufgabe, die der Lehrer mit Kreide an die Wandtafel geschrieben, sondern bevor man fragt, ist man schon mitten drin" u. s. w. Oder endlich über die Liebe: „Es gibt gar keine unpersönliche Liebe, keine Liebe, wo man so sagt: „die Liebe", fertig! Wie wenn kein Jemand dahinter wäre, der liebte, nur so, um in der Gelehrtensprache zu reden, ein ethischer Begriff, ein oberstes Gebot, der wichtigste Paragraph im Lehrbuch; nein, sie ist kein Gebot und kein Begriff, sie ist Gott selbst und Gott ist sie."

Ist von religiösen und philosophischen Dingen jemals in dieser Sprache geschrieben worden? Es ist wohl eine Verwandtschaft zu spüren mit Luthers Briefen und Gesprächen, mit den Kalenderbetrachtungen des Wandsbecker Boten, mit Hebels biblischen Geschichten und nicht zuletzt mit Jeremias Gotthelf — von der Sprache der Evangelien, von der sie alle gelernt haben, nicht zu reden; Kutters Stil im „Bilderbuch" hat auch, wie der Luthers, die altertümliche Kraft des volksmäßigen Satzbaus, die schalthafte und zarte Heiterkeit wie Claudius, die burleske Derbheit wie Jeremias Gotthelf. Aber er ist doch anders als alle und auf jeder Seite kenntlich, am besten wohl durch die kühnen Sprünge vom Erhabenen ins Gemeine, Alltägliche, vom feurigen Ernst ins spielende Geplauder, vom Ueberfinnlichen ins Sinnliche. Welche hinreißende Kraft strömt durch seine Erzählung von des Apostels Paulus Leben bis zu seiner Bekehrung! Ich halte diesen Abschnitt (Seite 16 bis 45) für die Perle des ganzen Buches, für ein dichterisches Meisterwerk, das für sich allein unverwüstlichen Bestand hat und das unsere Anthologien und Lesebücher mit ganz geringfügigen Streichungen unter die besten Muster der Prosa aufnehmen sollten.

Die Streichungen betreffen polemische Ausfälle, die nicht von innen heraus nötig scheinen und dem Gesamteindrucke schaden. Daß der Verfasser sein streitbares Temperament selbst in dieser erleuchteten Darstellung nicht ganz im Zaum zu halten vermochte, ist bezeichnend für einen künstlerischen Mangel, der seinem ganzen Werk anhaftet. Ich meine die unablässige Einmischung eines feindseligen Tones selbst bis in die Verherrlichung der Liebe hinein. Am zähesten, unerbittlichsten hakt sich sein kritischer Stachel in die faulen Stellen der Wissenschaft, besonders der Philosophie, der Theologie und der Naturwissenschaft ein, und nicht nur in die faulen, auch in die gesunden. Es liegt darin eine Ungerechtigkeit gegen die ehrliche Wissenschaft, die es auch gibt, und eine Undankbarkeit gegen die großen Vorgänger, auf deren Lebenswerk Kutter selbst steht. Von Plato, der mehr Dichter als Gelehrter war, und von den Apologeten der patristischen Zeit, denen die wissenschaftliche Grundlage fehlte, will ich nicht lange reden, obgleich Kutter, der sie gründlich durchforscht hat, ihnen die tiefsten Anregungen verdankt. Aber Kant, Fichte und besonders Schelling, ohne welche Kutter's transzendentaler Idealismus, seine Lehre von der Immanenz des Gottesbewußtseins und von der Identität des Sichtbaren und Unsichtbaren nicht zu denken wäre — er beruft sich häufig auf sie im „Unmittelbaren" —, sollten auch in seinen Augen die vielgeschmähte Wissenschaft vom Geiste gegen ein allgemein wegwerfendes Urteil bewahren. Auch die Theologie, so jämmerliche Irrtümer, Starrheiten und Feigheiten ihr vorzuwerfen sind, verdient es nicht, vor einer Zuhörerschaft von Kindern und andern Uneingeweihten nur lächerlich gemacht zu werden. Es ist nicht nötig, einem Theologen von Kutters tiefgründiger und umfassender Fachbildung vorzuhalten, was er den wirklichen Meistern seiner Wissenschaft verdankt. Er selbst ist eben doch auch Theologe, so stark er Dichter und Denker aus Intuition ist, und wenn sein Buch „für Groß und Klein" nicht lesbar ist, wie er es sich wünscht, so liegt das auch an seiner Theologie, d. h. an seiner wissenschaftlich philosophischen und historischen Denkweise, an einem gehörigen Rest von Intellektualismus, der seiner Wirksamkeit in die Quere kommt. Vielleicht hängt mit dieser wissenschaftlichen Denk- und Redegewohnheit und »Leichtigkeit auch der andere künstlerische Mangel zusammen, der sein Buch schädigt: eine allzu ungezügelte Weitschweifigkeit und Breite, die selbst einem innig teilnehmenden und gefesselten Leser den Genuß trübt. Es kommen nicht nur im einzelnen sehr viele Wiederholungen vor; die ganze Anlage des Buches, wie schon die Kapitelüberschriften zeigen, hat etwas Lockeres, nicht gerade Planloses, aber Ambulatorisches, das, wie beim Spazierengehen, den Verfasser verleitet, immer wieder auf seinen Lieblingsplätzen zu verweilen.

Es wäre anmaßend und lächerlich obendrein, ein geniales Werk, wie Kutters Buch ist, mit Rezepten für künstlerische Oekonomie schulmeistern zu wollen und dem Verfasser zu sagen, wie er es hätte machen sollen. Werke von solchem Wurf, so aus der Seele heraus entsprungen und mit dem Stempel der starken Persönlichkeit gekennzeichnet, müssen sein wie sie sind. Da ist nichts zu wollen. Wie denn auch eine grundsätzliche Kritik, selbst auf breitester philosophischer Basis, einem Glaubensbekenntnis von solcher Innerlichkeit und Wucht, nichts, auch kaum im Einzelnen, anzuhaben vermöchte. Allein der Wunsch ist wohl erlaubt, denn er beruht auf der höchsten Einschätzung: es möchte dem Verfasser des „Kinderbuches" in der geplanten Fortsetzung vergönnt sein, das intuitive Schaffen mit künstlerischer Weisheit in Zucht zu nehmen, den Feuerstrom der augenblicklichen Eingebung in die Gußformen eines durchdachten Planes zu lenken und die Schlacken, die allzu treuen Spuren des menschlichen, allzu menschlichen Ursprungs vor dem Guß zu beseitigen,

Daß dem reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

*) Das Bilderbuch Gottes für groß und klein. I. (Römerbrief Kap. 1—4). Von Hermann Kutter. Basel, Verlag von Kober, C. F. Spittlers Nachfolger.

Ein Klagelied.

Aus dem Schreibheft des kleinen Freddie.

Dearest dear!

Die schönen Tage von Rockaway sind leider zu Ende. Das Lied von der Freiheit der amerikanischen Jugend ist played out und die Schul-Tyrannei beginnt wieder. Statt wie bisher im Schwimmkleide in der breiten, blauen See zu plätschern, bin ich verdammt — verzeihe den Ausdruck — Tags über an die Schulbank gefesselt zu sein, und wenn der Abend lächelnd niedersinkt, wo jeder Vogel sein Nest aufsucht, muß ich noch auf meiner Stube am Arbeitstische sitzen, Aufgaben machen, Büffeln und Ochsen. (Ich weiß nicht, ob es O. K. ist, diese beiden Worte groß zu schreiben, da ich sie als Verbum gebrauche, aber die Größe meiner Aufgabe erfordert es.) Das dauert gewöhnlich so lange, bis das Glöcklein des Erlösers, als welches ich die dinner-bell betrachte, mich abruft von meinem ermüdenden Berufe.

O Laura dear! bedauere mich, daß mein Pappa nicht der Mister Vanderbilt ist, ich könnte dann meinen dummen Job einem Contractor übergeben und indessen on the spree gehen oder in den Circus, wohin ich Dich, mein Darling, mitnehmen würde; wir könnten dann in Cigaretten und Ice Cream schwelgen. So aber muß ich schwere mathematische Aufgaben machen und zwei Seiten voll mit Geographie auswendig lernen. Und es nützt ja nichts, denn bei dieser Hitze verschwitzt man doch Alles wieder, und zweitens brauche ich nur die geographische Kenntnis von New York, welches ich von der Battery bis zum Harlem River und bis in die A-, B-, C-Avenues bereits genau kenne.

Mein old gentleman will nämlich, daß ich mich zum district messenger ausbilde, wozu ich aber nicht die mindeste Lust verspüre, denn es steckt nichts drin in dem Businesß. Die Jungens sind alle schlecht ab und haben keine Zukunft, weil man doch nicht ewig messenger-boy bleiben kann, und wenn man lange genug dabei ist und höher hinauf will, muß man pedestrian werden oder Briefträger, wozu man aber nur einen Arm oder ein blindes Auge haben muß, und das möchte ich schon Deinetwegen nicht. The idea!

Du solltest einen Krüppel heiraten — nein, lieber will ich mit graden Gliedern mit Dir verhungern. Viel besser gefällt mir das Zeitungsgeschäft. There is millions in it, besonders wenn ein „Boom" in Extra's kommt, da macht man in weniger denn gar keiner Zeit seinen Quarter bis zwanzig Cents. Später wird man dann Editor. Siehst Du, Laura dearling, das wäre so ein Fressen für mich, ich würde Dich dann wie Mister Schiller seine Laura öffentlich bedichten und stolz Alles in das Päper hineindrucken, was ich hier over the left für Dich fühle.

Ich habe auch schon ein Gedicht an Dir angefangen, aber mein Pappa hat mich dabei erwischt und mich geprügelt, was ich ohne Schmerzen ertragen habe, da es für Dich war. Wäre ich nicht durch das Sitzen auf der harten Schulbank schon so abgehärtet, müßte ich voll blauer Flecke sein. Aber nur Geduld, ich bin ein Mann und werde ihm schon zeigen, daß man seine Kinder nicht nur so über's Knie brechen und hauen darf. Ich werde ihm einen Brief schreiben, daß ich ihn verklage und er zehn Dollars Strafe zahlen muß, wenn er nicht mit fünfzig Cents mit mir settelt. Thut er das nicht, dann smash ich meinen slate und gehe durch und schicke ihm mein Testament, worin ich ihm nichts vermache als meinen söhnlichen Fluch.

Für heute good bye und wenn ich kann, komme ich Samstag Abend, wenn Mamma a-shopping geht, zu Dir und überrasche Dich mit Etwas — ich spiele nämlich schon auf dem Klavier das "Over there! Over there!" und zwar mit einem einzigen Finger, womit ich verbleibe

Yours ever truly
Freddie.

Freude fehlt nicht lange, wo Arbeit, Ordnung und Treue ist.

* * *

Der Mammon ist wie das Feuer, der nützlichste Diener, der furchtbarste Herr.

Der alte Baron.

Skizze von **Armin Ronai.**

Er lebte nur noch fürs Spiel. Nicht vom Spiel. Dazu hatte er nicht genug Glück. Auch früher nicht, als er noch jung und reich war. Im Gegenteil. Das Spiel verschlang allgemach, was die einst noch mehr bevorzugten Pferde und Weiber übrig gelassen hatten. Pferde und Weiber — vorbei, vorbei! ... Nur das Spiel war geblieben, der Klub und das Jeu. Der Klub, der ihm zugleich die verjente Heimat ersetzte.

Schon neunundsiebzig war er, der alte Baron Fellenbrod, in ein paar Monaten achtzig, aber immer noch ein liebenswürdiger, fescher, alter Herr, tadelloser Kavalier, Aristokrat durch und durch und unverwüstlicher Lebemann. Er spielte und dinierte, dinierte und spielte. Das war sein Lebensprogramm. Bald spielte er Baccarat, bald Ecarté, wie es die Gelegenheit ergab, aber er spielte täglich. Das war ihm Lebensbedingung. Bald spielte er hoch, bald um lächerlich kleine Beträge, je nachdem es mit seiner Kasse bestellt war. In der letzten Zeit spielte er nur noch um geringe Einsätze, denn es langte nicht mehr. Nicht mal zu guten Diners, die er ebenfalls liebte. Besonders am Abend, vor dem Jeu ... Das alte Gut war fort, dahin, vertan, aufgezehrt. Im Kastell zu Fellendorf hausten findige Leute, die aus dem alten, feudalen Herrensitz eine — Anilinfabrik gemacht hatten. Das warf immerhin noch etwas ab. Dann waren noch die Wälder übrig, aus denen Einiges herauszuschlagen war. Schließlich sandte Baron Hans, ein Neffe des alten Fellenbrod, an jedem Ersten pünktlich fünfhundert Mark. Das war alles. Wenig genug für den alten Herrn. Aber man konnte immerhin leben, wenigstens scheinbar nach altgewohnter Art und hergebrachtem Stil, wenn auch zuweilen Schulden dazu gemacht werden mußten. Und man machte Schulden, oft sogar, und recht große. Wer konnte auch dem Herrn Baron v. Fellenbrock den Kredit verweigern, wenn er in seiner unnachahmlich vornehmen Art Geld oder Waren lieh!

Aber am Spieltisch war er korrekt bis zur absoluten Tadellosigkeit. Er spielte nur gegen Kasse. Er zahlte bar, vielmehr er richtete es stets so ein, bar zahlen zu können. Bald spielte er um Hunderte von Mark — was immer am Anfang des Monats zu geschehen pflegte — bald um zehn Pfennige, zur Zeit der Ebbe. Aber er spielte immer. Langte es auch manchmal für die dringendsten Erfordernisse des Alltagslebens nicht, der alte Baron wußte es mit erstaunlicher Spitzfindigkeit einzurichten, daß er für den Spieltisch immer etwas übrig hatte. Und wenn auch nur ein paar Groschen zu einem Ecarté mit dem tauben Major, der nie höher als zehn Pfennige die Partie spielte ...

Gestern war es wieder einmal sehr spät geworden im Klub, und er hatte auch viel verloren. Sehr viel sogar mit Rücksicht darauf, daß die nächste Subvention erst in zwei Wochen fällig war. Fast alles was er hatte. In diesem Monat ging es überhaupt ziemlich schief. Weder im Ecarté, noch im Baccarat wollte es gelingen. Er saß immer auf der Außenseite. Und gestern ging der letzte Hundertmarkschein drauf. Kaum ein paar Taler waren geblieben.

Der alte Baron befand sich in griesgrämiger Laune. Es war schon fast Mittag, er lag noch im Bette, schlafen konnte er aber nicht. Er vertrieb sich die Zeit damit, daß er auf dem Plumeau nach alter Spielerart Kartenkombinationen zusammenstellte. Phantastische Glücksfälle. Ach, wenn er gestern diese Karten bekommen hätte und seine Partner jene! Seine Laune wurde noch schlechter, je schöner er sich die Illusionen vorspiegelte. Und woher heute Geld zur Revanche nehmen? Seinem Neffen telegraphieren? Nein, nein, lieber wieder einmal beim alten Meyerfeld probieren ... Wenn nur der letzte Wechsel schon honoriert wäre. Er dürfte längst fällig sein. ... Ach, die Wechsel und das Podagra! Wie schön wäre sonst das Leben auch mit achtzig Jahren ...

Da klopfte es an der Türe. Der Klubdiener — einen eigenen konnte sich Fellenbrod lange schon nicht mehr leisten — trat herein und meldete, der Geldbriefträger sei da und hätte an Herrn Baron was abzugeben.

Der alte Herr drückte das Monocle ins Auge und winkte mit eisiger Ruhe.

„Lassen Sie ihn nur herein."

Kaum war der Diener aber draußen, verließ ihn auch schon die Haltung. Der Geldbriefträger! Herrgott, von wo denn, von wem denn? Er hatte ja für jetzt nichts zu erwarten. Aber egal von woher, es kam jedenfalls zur rechten Zeit. Der Baron zitterte doch vor freudiger Erregung, als er in den Schlafrock schlüpfte. Als aber der Briefträger ins Zimmer trat, zeigte er wieder seine gleichgültig vornehme Ruhe.

Also ein Brief. Ein Geldbrief. Ganz recht, über — ah — der alte Herr wankte einen Moment — über 5275 Mark ... So, da wär's. Er unterschrieb in kräftigen Zügen, gab dem Postmann ein fürstliches Trinkgeld — sein ganzes Restvermögen von gestern — und blieb dann allein mit seiner Ueberraschung.

Nun konnte er sich gehen lassen. Himmel, welche Summe! 5275 Mark! Ein seit langen Jahren nicht mehr gesehener Schatz. Und gerade jetzt, zur Zeit totaler Ebbe. Wer war denn der Rettungsengel?

Er öffnete den Brief und suchte die Unterschrift. Seine Fabrikleute waren's, die aus dem Kastell eine Anilinfabrik gemacht hatten. Sie haben einen Teil des Schloßwaldes, der noch sein Eigentum war, umhauen lassen und das Holz für Fabrikzwecke verwendet. Nach umständlichen Verrechnungen, Abzügen, Spesen u. dgl. bleiben noch so viel übrig, die anbei übersendet werden ... Den Schloßpark — Himmel, seinen Wildpark, die Fasanerie, das nennt der Anilinmann „das Holz"! Einen Moment wollte er aufbrausen, es lehnte sich etwas in ihm gegen den Handel auf — doch er besann sich rasch auf seine Lage. 5275 Mark! Eigentlich recht nett von den Herren, und wie anständig abgerechnet ... Ach was, Fasanerie, wozu denn überhaupt Fasanen? So überflüssiges Geflügel ... aber Geld, das brauchte er, und das hatte er nun, mehr als seit langer, langer Zeit. Und wie vernünftig wollte er den Schatz verwenden. Nicht verspielen. Nein, ganz gewiß nicht. Im Gegenteil. Sich rangieren. War auch schon hoch an der Zeit. Seine Finanzen befanden sich stark in Unordnung, und dem Kredit mußte durch Einlösung einiger alten, längst fälligen Verpflichtungen nachgeholfen werden. Freilich wollte er es tun und dann den Schneider bezahlen, die letzten drei Anzüge, und auch die Waschfrau ... Ei, die hatte ja der Baron ganz vergessen. Baron Fellenbrod schuldete der Waschfrau, einer armen Witwe, seit sechs Monaten das Waschgeld! Das mußte getilgt werden. Wie konnte er das so lange vergessen. Wahrhaftig, es war ja nur Vergeßlichkeit, sonst hätte sie schon längst ihr Geld — die arme Wäscherin ...

Es war schon spät am Nachmittag, als der alte Baron in tadelloser Abendtoilette seine Wohnung im Parterre des Klubgebäudes verließ. Er wohnte gleich da, was viel Bequemes hatte. Dem Klubdiener drückte er ein paar Goldstücke in die Hand. Er war ihm mit einem solchen Händedruck wohl schon lange im Rückstand. Dann schlenderte er gemächlich die Straßen entlang, ein altes, längst verschollenes Liedchen vor sich hinträllernd. Vor einem Blumenladen blieb er sinnend stehen, als wäre in ihm plötzlich eine alte Erinnerung aufgestiegen. Dann trat er rasch in den Laden, bestellte ein prächtiges Bukett, lauter La France-Rosen, abzugeben in der Oper an Frau Hebrich ...

In der Oper gab man heute den „Troubadour", natürlich als Lückenbüßer. Gewiß ist irgend eine Absage schuld daran, daß nicht die „Götterdämmerung" gespielt wird oder sonst ein Wagner. Vor zwanzig Jahren oder dreißig freilich, damals, als der „Troubadour" noch jung war, und auch die Hebrich noch die Leonore sang und nicht die Azucena, und wie prächtig sang sie damals, wie schön, wie elegant war sie, wie jung ... ach, wie wehmütig ihn der Gedanke stimmte ... vor dreißig Jahren ... Aber die Hebrich soll sehen, daß Baron Fellenbrock Freundschaft zu halten weiß und ihrer auch im Glück nicht vergißt. Darum die Rosen, und auch in die Oper will er gehen, um sie als Azucena zu hören und hernach, vielleicht, nein ganz gewiß, da will er sie zu einem Souper laden — nur auserlesene Gerichte, Austern, Champagner — das soll wieder ein Abend werden, wie eigentlich alle Abende sein sollten, um lebenswert zu sein.

Der Baron ging richtig am Abend in die Oper und dachte gar nicht daran, daß er sich schon so lange keine Oper geleistet hat. Er saß in der Loge mit der vornehmen Blasiertheit eines Erztheaterhabitués. Immerhin, der erste Akt interessierte ihn sehr und auch das Zigeunerlager mit der Szene der Hebrich als Azucena. Sie sang wundervoll, die Hebrich, und spielte so lebhaft, als wäre sie nicht schon — wie viel denn? — Der alte Herr mußte gestehen, daß die Hebrich wohl schon nahe den Sechzigern sein mochte. Also auch schon etwas angejahrt, die gute Hebrich, die lustige Babette von „damals". Und wie kokett sie die La France-Rosen angesteckt hatte und immerfort zu seiner Loge hinaufblinzelte. Genau wie „damals". Sie hatte ihn sofort erkannt, trotzdem sie sich schon so lange nicht mehr gesehen hatten. Nun ja, später wollte er auf die Bühne, sie begrüßen und zu einem Souper laden, so ganz gemütlich ... Aber schon während des zweiten Aktes ergriff den alten Baron eine sonderbare Unruhe. Troubadour und Azucena verloren immer mehr an Interesse. Er dachte an den Klub, wo es eben wohl lebhaft zu werden begann, an das gewohnte Milieu mit Zigarrendampf und Sportgetratsche als Präludium zum Spiel ... Schon nach dem zweiten Akt hatte er das Theater verlassen, die Hebrich vergessen. Oper, Weiber — vorbei. Nur noch das Jeu hatte Reiz für ihn.

Im Klub ein rasch eingenommenes Abendbrot, dann hinein ins Spielzimmer, wo gerade ein solennes Baccarat in Gang gebracht wurde.

Bis in den hellen Morgen hinein dauerte das Spiel. Baron Fellenbrod stand als letzter vom schmutziggrünen Tisch auf. Er hatte mit tadelloser Haltung bis zum letzten Moment gespielt — und das Glück hatte ihm diesmal für manchen Possen, den es mit ihm im Leben getrieben, Revanche geboten. Glänzende Revanche. Als er auf seinem Zimmer die Klubmarken, sicherer und besser als Geld und Kassenscheine, zählte, fand er, daß er so an die dreimalhunderttausend Mark gewonnen hatte.

Merkwürdig, wie kalt ihn der Mammon ließ. Nun spielte er sozusagen sein Leben lang allabendlich mit der Hingabe und Geduld, mit der man eben nur eine Lebensaufgabe erfüllt, läuft fortwährend dem Glücke nach und schimpft gewaltig, weil es sich nicht zwingen, nicht fangen läßt, und da es ihm endlich gelingt und er nun mit einem Haupterfolg sein Streben krönen kann, bleibt er kalt, gleichgültig, und vermag sich nicht einmal ordentlich zu freuen. Welch Vergnügen bereitete es ihm sonst, am Baccarattisch hundert oder zweihundert Mark zu gewinnen, ja er hatte auch ein Riesenpläsier, wenn er zuzeiten bedenklichen Kassenschwunds dem tauben Major im Ecarté drei Mark abnehmen konnte — und nun hat er ein Vermögen in der Hand und er bleibt ganz ruhig, nüchtern, fast verlegen, als wüßte er gar nicht recht, was mit so viel Geld anzufangen.

Da fällt ihm die Waschfrau ein. Wahrhaftig, die soll bezahlt werden, königlich bezahlt. Ist er ihr doch seit einem halben Jahre den Wäscherlohn schuldig, oder vielleicht seit einem ganzen Jahre? ... Ja, ja, die arme Frau soll heute noch reichlich entschädigt werden. Sie hatte ja so viel Geduld und arbeitet so gut und so prompt — die arme Waschfrau ...

Dann denkt er an sein Ahnenschloß, in welchem jetzt Menschen Anilin fabrizieren. Eigentlich sollte er das Kastell säubern von dem Geist der Industrie und des Handels, der dort eingezogen ist. Und das kleine Gehölz hinter der Orangerie, das allein noch vom Wildpark übrig ist, sollte auch gerettet werden. Gewiß, er wird kategorisch schreiben, sofort, noch heute oder morgen — dann sollen die Maschinen aus dem Schloß, und Dampf und Rauch soll nur aus der Herrschaftsküche dringen. Gewiß ...

Da übermannte den alten Baron der Schlaf.

Es war 10 Uhr. Klubzeit. Baron Fellenbrock hatte opulent diniert. Für den ganzen verschlafenen Tag. Während des Ankleidens, während des Essens und des gewohnheitsmäßigen Durchblätterns einiger Zeitungen hatte er wohl hin und wieder daran gedacht, daß er in seiner Tasche einen ungeheuren Schatz mit sich führte. Aber das war nur blitzartig in ihm aufgestiegen. Der Gedanke an die kolossale Summe drang nicht tiefer, zeitigte bei ihm keine Schlüsse, keine unruhigen Ideen, keine Reflexionen — er freute sich der Vorzüglichkeit des Diners, der angenehmen Kühle des Champagners, blieb im übrigen vornehm, reserviert, gemessen, wie er es immer war, auch wenn er erst für den nächsten Tag frischen Zuschuß zu gewärtigen hatte ...

Im kleinen Salon spielte man wieder Baccarat. Die Fortsetzung von gestern. Fellenbrod schlenderte erst ein wenig durch die Säle, plauderte mit Bekannten, erkundigte sich gewohntermaßen nach gleichgültigen Sportangelegenheiten, hielt es aber überall nur sekundenlang aus.

Wieder dauerte es bis zum hellen Tag. Um 7 Uhr früh knöpfte der alte Baron seinen Rock zu, stülpte seinen Zylinder auf und begab sich ins Parterre, in seine Wohnung. Daheim setzte er sich eine Weile auf den Rand des Bettes, ehe er sich entkleidete. Er griff unversehens in die Taschen und überzeugte sich davon, was er ohnedies recht gut wußte. Die Klubmarken waren dahin, die dreimalhunderttausend Mark verspielt mitsamt den fünftausend Mark von ehegestern. Kaum ein paar Mark waren geblieben, traurige Zeugen aus der Zeit, da das Glück auf so kurzen Besuch bei ihm erschienen war ...

Einen Moment lang bemächtigte sich seiner ein unbestimmtes, unbehagliches Gefühl, seine Nerven vibrierten so unangenehm, aber nur einen Moment lang, dann hatte er sein vornehmes Gleichgewicht wieder und er vermochte ganz ruhig weiter zu denken. Die Fabrikleute sollen nur bleiben, das Schloß ist ohnedies feucht, und er hat sich noch jedesmal dort einen Rheumatismus geholt. Auch das Wäldchen hinter der Orangerie mögen sie nur abholzen. Wozu denn auch diese alten, morschen Bäume noch stehen lassen, sie versperren ja nur die Aussicht. Aber einen besseren Preis müssen sie zahlen, war er doch mit der letzten Abrechnung nicht so ganz zufrieden gewesen ...

Freilich, Baccarat wird er heute nicht spielen. Nur Ecarté — mit dem tauben Major — die Partie zu zehn Pfennige — ist ja auch ganz amüsant ...

Er war schon im Einschlafen begriffen, da fiel dem alten Baron die Waschfrau ein mit ihren unversorgten Kindern. Hm, allerdings, das arme Weib ... nun wird sie wieder etwas warten müssen — aber — aber diesmal — nein, so lange durfte sie nicht mehr warten — besser sofort — wenn man der Baron Fellenbrod ist — —

Und er erhob sich noch einmal — taumelte zu seinem Tisch — suchte ein Blatt Papier — und schrieb, so gut als es eben ging, an seine Fabrikleute und wies der Frau durch sie das Geld an. 'So war es sicherer.

Und dann sank er mit einem Lächeln, als hätte er eine Heldentat verrichtet — die erste seines Lebens — in den Stuhl zurück und seine Augen schlossen sich ... und er schlief, schlief ruhig und fest, bis es wieder Abend wurde — Klubzeit ...